



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B., M.: Der Stand der orientalischen Frage.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Stand der orientalischen Frage.

Daß die orientalische Frage mit dem pariser Frieden nicht gelöst worden, ist eine Wahrheit, die wol schon beim Abschluß jenes Vertrags Wenige leugnen mochten. Wer absichtlich dagegen die Augen verschloß, mußte durch das wiederholte Wetterleuchten des Alttürkenthums in Dschiddah und Stambul, durch das laute Grollen des Hellenenvolks auf Randia und den jonischen Inseln und durch das unablässige Zucken und Aufflackern der Slavensämme von den schwarzen Bergen der Tschernagorzen durch Bosnien bis über die Donau hinaus aufmerksam gemacht werden, daß die Luft hier noch mit denselben Gewitterdünsten, der Boden mit denselben vulkanischen Gewalten schwanger ist, die vor dem letzten Kriege dem Reiche des Sultans den Untergang drohten. Wer auch über diese Erscheinungen wieder Veruhigung fand, den mußten die Ereignisse in Syrien und die gleichzeitig erfolgenden Anträge Fürst Gortschakoffs wecken, welche letzteren eine Untersuchung der Zustände unter den christlichen Unterthanen Abdulmedschids verlangten. Wessen Befürchtungen endlich durch die Maßregeln, welche auf jene Ereignisse und diese Anträge hin getroffen wurden, beschwichtigt wären, der würde sich ebenfalls schwerer Täuschung hingeben.

Es ist wahr, die Nebelhäuer in Damaskus sind mit einer seit dem Regierungsantritt des jetzigen Sultans beispiellosen Energie, einer unerhörten Rücksichtslosigkeit bestraft worden, und in Rumelien hat man den Großwessir umherreisen lassen, um die verlangte Untersuchung vorzunehmen und die Mißbräuche, über die geklagt wurde, abzustellen. Der Papst des Türkenthums ist, wie immer, gegen die Forderungen der Mächte nachgiebiger gewesen, als der Sultan des Ultramontanismus. Er hat nicht geantwortet: non possumus. Aber das Resultat des guten Willens in Stambul wird ganz dasselbe sein, wie das, welches in Rom und an andern italienischen Höfen der üble Wille der Fürsten hatte: es wird bis auf Weiteres im Wesentlichen beim Alten bleiben. Hier wie dort sind es eben nicht die Personen mehr, welche die Dinge, sondern die Dinge, welche die Personen beherrschen. Hier so wenig wie dort ist noch mit bloßen Reformen zu helfen. Hier auf der illyrischen

Halbinsel kreuzen sich noch weit mehr, wie dort auf der italischen, die Interessen und Tendenzen der auswärtigen Mächte.

Was Oestreich bis 1859 in Bezug auf Italien war, das ist in gewissem Sinn Rußland für das Gebiet zwischen der Donau und dem Schwarzen und Adriatischen Meer, nur daß es sich nicht so sehr an den Fürsten, als an die Völker wendet und so die Rolle Sardiniens zu spielen scheint. Was letzteres für die westliche Halbinsel gewesen ist, das sollte und das könnte unter günstigen Umständen das Königreich Hellas für die östliche sein. Die Pforte ist im Voraus gerichtet, wie einst Rom und Neapel, und sie wäre schon verloren, wenn die Dinge ganz so einfach lägen, wie in den italienischen Staaten.

Unser Vergleich trifft, wie angedeutet, nur bis zu einem gewissen Grade das Thatsächliche. Sardinien war, als es den Krieg für die Einheit Italiens begann, eine starke Mittelmacht mit einem energischen König, einem kühnen und klugen Minister und mächtigen Gönnern. Es hatte Staaten vor sich, deren Völker durch die Sprache bereits geeinigt waren, und in deren Leben der Geist der Städte überwog, der für höhere Ideen immer empfänglicher ist, als der des platten Landes. Hellas ist ein Kleinstaat, der zwar, wie schon der byzantinische Adler auf seinen Kanzeln zeigt, ähnliche Wünsche und Hoffnungen wie Sardinien seit 1848, aber keinen Cavour und keinen Victor Emanuel hat. Ein Revolutionskrieg ferner würde hier, wenn er zum Siege führte, aller Wahrscheinlichkeit nach trotz des Einigungsmittels, welches in dem gemeinsamen Glauben der Stämme auf der illyrischen Halbinsel gegeben ist, kein großes einiges Reich, sondern mindestens zwei, ein hellenisches und ein slavisches, zur Folge haben. Der größte Theil jener Stämme sodann besteht aus Bauern, die sich zwar gern für Abschaffung drückender Steuern und für eine Beute von Türkenköpfen schlagen würden, nicht aber für die Idee der Wiederherstellung des Byzantinerreichs. Während endlich zur italienischen Frage die Westmächte bisher im ganzen dieselbe Stellung einnahmen, England, wie es scheint, in dem sichern Glauben, seine Interessen dadurch zu fördern, Frankreich zuletzt, wie man denken sollte, nothgedrungen, gehen ihre Wege in Bezug auf die türkische von vornherein auseinander. War England dort gegen Oestreich und für ein starkes Italien, das ihm in Zukunft als Gegengewicht und Bundesgenosse gegen ein etwaiges Uebergreifen Frankreichs im Mittelmeer dienen kann, so verfolgt es hier — ob mit Recht, lassen wir dahingestellt — dieselbe Politik wie Oestreich. Wie dieses in erster Linie überhaupt keine Umgestaltung der Karte Europas, dann keine russischen Erwerbungen an seiner Südgrenze und ebenso wenig ein starkes Serbenreich wollen kann, dem mit der Zeit ein Theil seiner Besitzungen zufallen würde, so sieht England lieber eine schwache Türkei, als irgend eine po-

litische Neuschöpfung, welche im Verlauf der Jahre soweit erstarken könnte, daß sie der britischen Flotte die Herrschaft in der Osthälfte des Mittelmeers und im Schwarzen streitig zu machen vermöchte, und noch weniger gern natürlich eine Ausbreitung der russischen Macht über die Küsten dieser Gewässer und deren Hinterlande. Daher sein Auftreten nicht bloß gegen die Russen, sondern auch gegen die Griechen, die nächsten Erbberechtigten bei einem Verscheiden der Türkei.

Ganz anders liegen die Dinge für Frankreich. Frankreichs Interesse hat mit der Erhaltung der Türkenherrschaft in Europa nichts zu thun, und während es in Italien gegen Oestreichs Weitergreifen kämpfte, scheint es sich den Bestrebungen Rußlands auf der illyrischen Halbinsel nur deshalb nicht offen beizugesellen, weil es vorläufig noch nicht mit England brechen will. Seine Tendenz ist, am Mittelmeer immer mehr Fuß zu fassen, so wie bisher im Westen von Aegypten, der Straße nach Indien, auch im Norden. Es hat sich Freunde in den Schwarzen Bergen an der Adria wie in den Maroniten des Libanon erworben, wo seine Fahne, wie uns soeben berichtet wurde, statt der stipulirten sechs Monate, zwei Jahre und sehr wahrscheinlich länger, vielleicht so lange wie einst in Ancona und jetzt in Rom wehen wird. Es ist in Alexandrien und Kairo von Mehemed Ali's Zeit her besser angesehen als England. Es hat einen Vorposten in Tunis. Es gilt allen Katholiken des Orients als ihre oberste Schutzmacht. Es kann, wenn es sich hütet, durch fernern Eigennuß gegen den Nationalwillen der Italiener zu verstößen, vermittelst seiner neu gewonnenen Stellung in den Alpen und seiner Garnison in Rom bei einem etwaigen Zusammenstoß der Interessen in nächster Zukunft den Engländern die Freundschaft Italiens streitig machen. Nicht undenkbar ist, daß Kaiser Napoleon nach gebührendem Studium der griechischen Frage den Versuch unternimmt, den Russen die Freundschaft der fünf Millionen in Hellas und der Türkei lebenden Griechen abzugewinnen, seine Rolle als Befreier der Nationalitäten auch auf diese rührige und intelligente Masse auszu dehnen, und ein starkes Königreich Hellas zu schaffen, das ihm bei Verfolgung weiterer Pläne zu Diensten stände. Der Freund Italiens und Griechenlands, der Inhaber von politischen Commanditen in Montenegro, Syrien, Aegypten und Tunis, der Schutzherr der Römisch-Katholischen im Orient dürfte es dann recht wol wagen, vor England die Maske abzuwerfen und, Rußland mit der Osthälfte der europäischen Türkei und dem Schwarzen Meer abkaufend, sich des arabisch redenden Theils des Reichs der Pforte vom Nil bis an den Euphrat und den Taurus zu bemächtigen.

Preußen, die fünfte Großmacht, hat, seit die Pforte in Marasmus verfallen ist, kein directes Interesse an der orientalischen Frage. Sein Handel wird von ihr so gut wie nicht berührt. Seine Stellung in Jerusalem ist

eine Spielerei, ein romantisches Kunstproduct. Es hat lediglich dahin zu sehen, daß, wenn einmal die Türkei getheilt wird, das europäische Gleichgewicht nicht Störung leide, daß ihm also für diesen Fall eine passende Entschädigung, die nicht fern zu liegen braucht, zugestanden werde. Durchaus nicht unbedingt nothwendig wäre dabei, mit England und Oestreich zu gehen. Auch mit Frankreich und Rußland würde sich hier ein gutes Uebereinkommen erzielen lassen, und wenn — was zwar nicht sehr wahrscheinlich, aber immerhin möglich ist — im Cabinet der Tuilerien beschlossen sein sollte, nach der italienischen statt der Rheinfrage die orientalische wieder auf die Tagesordnung zu bringen, so ließe sich vielleicht durch bloße Neutralität schon, sicher aber durch thätige Parteinahme jene für immer aus den Gedanken des Kaisers verbannen und außerdem Nützlicheres und Annehmbareres gewinnen, als von dem reichen Onkel der „Times“, der jetzt gegen uns den hochmüthigen Geldprozen spielt.

Lassen wir indeß die Zukunft und die Conjecturen, und halten wir uns einfach an die Gegenwart und die Thatsachen. Hier stehen zwei Dinge im Vordergrund: die Ereignisse in Syrien und die Untersuchungsreise des Großwessirs in Numelien. Betrachten wir dieselben nach einander.

Der Libanon ist von zwei verschiedenen Völkerschaften bewohnt, den Maroniten, einer Secte, die in den Hauptglaubenspunkten zu der römisch-katholischen Kirche gehört, und den Drusen, welche als eine Sekte des Islam bezeichnet werden können. Von Anfang dieses Jahrhunderts bis 1832 wurde der Libanon von der christlichen Familie Schahab regiert, die zum Sultan im Verhältniß eines Vasallen stand. Im genannten Jahre eroberte Mehemed Ali ganz Syrien und behielt es bis 1839. Unter seiner Herrschaft blühte das Land, die Streitigkeiten der Stämme und Sekten ruhten, die Christen genossen sichern Schutz, die Moslemien wie die Drusen, die Raubsucht der Beduinen wie der Fanatismus der Städtebewohner wurden mit starker Hand im Zaum gehalten. Hauptsächlich durch Englands Bemühen, welchem die Erhaltung des osmanischen Reiches allem Andern voranging, kam Syrien wieder unter die Herrschaft des Sultans. Indeß war die neue Anordnung der Dinge im Libanon nicht nach den Wünschen der Pforte. Dieselbe verlangte hier direct zu herrschen, man zog es aber vor, die Drusen und die Maroniten unter eingeborne Häuptlinge zu stellen, die den Titel Kaimakam führen und dem Pascha von Beirut untergeordnet sein sollten. So waren von vornherein zwei rivalisirende Parteien geschaffen, die nicht verfehlten, ihre Nebenbuhlerschaft durch unablässige Friedensbrüche und Gewaltthätigkeiten zu äußern, und von denen die eine vorzüglich von England, die andere von Frankreich unterstützt wurde, während die Politik der türkischen Regierung darauf gerichtet war, auf die eine oder die andere Weise ihre Absicht, das Land unter ihre directe Autorität zu bekommen, doch noch zu erreichen. Ob Ghurschid Pascha, der letzte Gouverneur von Beirut, dahin zie-

lende Weisungen hatte, wissen wir nicht. Sicher ist, daß er so handelte. Es gelang ihm, die Stämme gegen einander zu hegen. Unter den Christen schürte er Unzufriedenheit mit ihren Häuptern an, während er diese doch schließlich aufrecht hielt. Die Drusen regte er durch seine Unterbeamten gegen ihre maronitischen Nachbarn auf. Nach den neuesten Berichten ist kein Zweifel, daß die türkischen Behörden im Libanon Mitschuldige bei der Verfolgung der Christen waren. Achmed Pascha in Damaskus, Osman Bey und manche andere haben zu offen gehandelt, als daß ihr böser Wille hätte verkannt werden können, und so sind sie zum großen Theil schon bestraft worden. Mit Churschid Pascha, dem Hauptschuldigen, stand es anders, da er vorsichtiger verfahren war.

Die Schritte, welche zu thun sind, um das Geschehene gut zu machen, sind nur zum Theil klar vorgezeichnet. Man hat Massen von christlichen Frauen entführt, Städte niedergebrannt, ganze Dörfer zur Annahme des Islam gezwungen, Kirchen geschändet und weite Pflanzungen verwüstet. Die Frauen müssen zurückgeschafft, die Städte auf Kosten der Mordbrenner wieder aufgebaut, die zum Islam genöthigten Dörfer dem Christenthum wiedergegeben, alles geraubte Eigenthum muß den Betroffenen zurückerstattet werden. Man kann die Todten nicht aufwecken, aber man muß die Ueberlebenden vor einer ähnlichen Katastrophe schützen, ihnen Bürgschaften für ihr Leben und ihren Besitz ertheilen. In letzterer Beziehung wird die Pforte ihren alten Plan einer directen Herrschaft über Drusen und Maroniten wieder geltend machen. Aber darein wird Frankreich niemals willigen. Französisches Geld setzte die Maroniten in den Stand, sich den Grad von Cultur und Wohlstand anzueignen, dem der Ueberfall dieses Jahres plötzlich ein Ende machte. Als Tausch für das französische Kapital, das ihnen vorgestreckt worden, verkauften sie ihre Seide, das Hauptproduct des Libanon, zu festgesetzten Preisen an die Kaufleute von Marseille und Lyon. Jetzt ist die Mehrzahl ihrer Dörfer und ihrer Maulbeerbäume zerstört, und wenigstens vierzig Millionen Francs französischen Kapitals, die auf diese Weise angelegt waren, sind verloren gegangen. Kaiser Napoleon wird sorgen, daß eine stärkere Hand und ein besserer Wille, als bisher eine Wiederkehr dieses Vandalismus unmöglich macht. Wir glauben nicht, daß er Abdulkader dazu ersehen hat. Wahrscheinlicher ist, daß er zuletzt den Antrag stellen wird, den Vicekönig von Aegypten mit dem Paschalik von Syrien wieder zu belehnen, so daß vorläufig die Hauptländer der arabisch redenden Hälfte des ottomanischen Reichs unter dessen Botmäßigkeit kämen, womit einerseits ein Freund Frankreichs, ein künftiger Vasall gestärkt, andererseits der Anfang mit der Anwendung des Nationalitätsprinzips auf den Orient gemacht wäre. Später ließe sich dann das Werk vollenden, die Türkenherrschaft auf Kleinasien beschränken, die Grenzen des Königreichs Hellas erweitern und im Norden der europäischen Türkei die Entstehung eines serbischen Reichs begün-

stigen, welches ein brauchbarer Bundesgenosse gegen Oestreich sein würde. Läßt man die Herrschaft der Pforte in Syrien bestehen, so wird man auch das Verbleiben der Franzosen im Libanon gestatten müssen, gegen das Rußland nichts einwenden wird, Oestreich nichts einwenden kann. Es würde, dünkt uns, gut gewesen sein, wenn auch England Truppen nach Beirut oder Akko gesandt hätte, aber es scheint, daß die britische Regierung wie die britischen Kaufleute diesen Theil des ottomanischen Reiches gänzlich dem französischen Unternehmungsggeist überlassen wollen.

Wir kommen zu der Reise des Großwesirs in der europäischen Türkei, wobei wir einem Artikel in „Macmillans Magazine“ (Oktoberheft d. J.) auszugsweise folgen. Die Lage der christlichen Unterthanen des Sultans hat sich in den letzten Jahren in manchen Beziehungen verbessert. Die Kopfsteuer ist abgeschafft worden. Sie sind nicht mehr genöthigt, gleich den Juden des deutschen Mittelalters zum Unterschied von den Rechtgläubigen eine besondere Tracht: schwarze oder dunkelblaue Turbane zu tragen. Wie der fränkische Hut nicht mehr dem türkischen und arabischen Städtepöbel als Zielscheibe von Kothwürfen dient, den Christen nicht mehr nur auf Eseln, sondern auch auf Pferden zu reiten gestattet ist, so sind auch andere Beschränkungen, Herabwürdigungen und Plackereien dieser Art außer Gebrauch gekommen. Die officiellen Schriftstücke belegen die Ungläubigen nicht mehr mit Schimpfnamen wie Gjaur und Kasir. Die Behörden erheben nicht mehr Schwierigkeiten, wenn es die Erbauung einer Kirche gilt. Noch viel größere Vortheile stehen auf dem Papier der verschiedenen Hattischerifs und Hattihumayuns, welche die Noth der Gegenwart dem Padischah und seinen Räthen abdrang. Würden alle diese Proklamationen buchstäblich, würden sie in dem Geist, der sie dictirte, befolgt, so wäre die Reform eine ungeheure zu nennen. In der Theorie sind alle Classen der Unterthanen Abdulmedschids fast ganz gleich vor dem Gesetz, gleich berechtigt und gleich verpflichtet. Daß sie es auch in der Praxis seien, wird selbst der eifrigste Vertheidiger türkischer Verwaltung nicht zu behaupten wagen. An den Küstenorten und in einigen Hauptstädten, wo Europa den Behörden in die Karte sieht, sind die Christen wohl geschützt, ja wenn sie die Protection der Consuln nachsuchten, oft besser als die Gläubigen. Im Innern dagegen herrscht allerwärts noch die alte Willkür und der alte Druck, und in vielen Bezirken hat man noch nicht einmal gewagt, jene Proklamationen zu Gunsten der Ungläubigen zu verlesen.

Das türkische Reich bedürfte vor Allem eines guten Gesetzbuches. Der Koran, nach dem alle Prozesse entschieden werden, paßt auf die veränderten Verhältnisse nicht mehr, die Hatts, welche seine Bestimmungen in Bezug auf die Christen mäßigen, sie mit den Ansprüchen Europas ausgleichen sollten, sind in den Provinzen entweder nicht bekannt oder von der Praxis der Richter nicht gebührend anerkannt. Dazu kommt die unvollkommene Einrichtung der Gerichts-

höfe. In der Türkei werden alle öffentlichen Geschäfte durch Collegien oder Rathsverksammlungen (Medschlis) abgemacht. Es gibt Medschlis für die einzelnen Städte und Dörfer, für die einzelnen Bezirke, für die einzelnen Provinzen, Medschlis für die verschiedenen Geschäftszweige, für Criminal- und Handelsfachen u. s. w. Nun aber sind diese Collegien in allen Orten, wo Moslemin und Christen zusammen wohnen, immer so zusammengesetzt, daß die Mehrheit der Mitglieder aus Mohammedanern besteht, die ihre Vorurtheile und Vortheile vertreten und ihren privaten Neigungen gemäß Recht sprechen, ohne persönlich dafür verantwortlich zu sein. Die christlichen Beisitzer sind in der Regel bloße Ziffern. Sie lassen sich entweder gleich den übrigen bestechen oder werden von diesen überstimmt.

Ein anderer Grund zur Klage liegt in der Art der Besteuerung. Bedarf der Finanzminister eine Summe, die nicht in der Kasse ist, so ersucht er einen der Kapitalisten in Konstantinopel darum, indem er ihm als Mittel der Rückzahlung die Erhebung der Steuern in der oder jener Provinz auf einige Zeit zugesteht. Der Kapitalist will aber nicht bloß sein Geld, sondern zugleich die höchsten Zinsen, bis zu zwanzig, ja dreißig Procent, die Gehalte für seine Einnahmer und die Geschenke erstattet haben, welche er den Paschas und den Baschatibis für die Hülfe zu entrichten hat, die er bei dem Geschäft bedarf. Zöge die Regierung des Sultans die Steuern auf die in civilisirten Ländern übliche Weise ein, so würden sich die Kosten im schlimmsten Fall auf ein Drittel der zu erhebenden Summe belaufen (in England betragen sie nur 8, in Frankreich 14, selbst in dem nachlässig und nach Gunst verwalteten Kirchenstaat nicht mehr als 31 Procent); bei dem in der Türkei beliebten System dagegen müssen, um eine Million Piafter in den Staatschatz zu bekommen, den Steuerpflichtigen mindestens zwei, bisweilen drei Millionen abgepreßt werden. Läge diese Last auf allen in gleicher Vertheilung, so gehörte die Thatsache nicht in unsern Zusammenhang. So aber ist das Eigenthum der Christen gewöhnlich um ein Drittel höher geschätzt, als das der Moslemin, und bei der Zusammensetzung der Medschlis ist an eine Abhülfe dieses Mißstandes nicht zu denken. Beklagt man sich, wie in den letzten Jahren von Bosnien aus wiederholt geschah, in Konstantinopel, so läuft man Gefahr, von den Unterbehörden dafür gestraft zu werden. Gerechtigkeit wird dadurch nicht erlangt.

Ferner begünstigen in mehrern Districten, namentlich in den ackerbauenden die Medschlis eine Art Drucksystem in Bezug auf das Verhältniß mohammedanischer Landeigenthümer zu der christlichen Bauernschaft, welche letztere dadurch in Zustände gerathen ist, die sich von der Sclaverei nicht mehr unterscheiden, als die Leibeigenschaft in Rußland. Wenigstens kommt es ganz wie hier auch in der Türkei in manchen Gegenden vor, daß der Preis der Land-

güter nicht durch deren Ausdehnung und nicht durch die Güte des Bodens, sondern durch die Zahl der auf denselben lebenden Bauern bestimmt wird.

Ungemein viel sodann haben die Christen in der Provinz von der primitiven Praxis zu leiden, nach welcher die Soldaten des Sultans da, wo keine Kasernen sind, durchaus auf Kosten der Gegenden leben, welche sie durchziehen. Das Militär ist unregelmäßig besoldet, die Verpflegungsanstalten sind, die in den Hauptstädten ausgenommen, schlecht. Die Bataillone und Schwadronen müssen in der Regel selbst sehen, wie sie zu Nahrung und Kleidung kommen, und gleicht unter so bewandten Umständen ein Heereszug gewöhnlich einer feindlichen Invasion, so leiden natürlich die Christen in den betreffenden Strichen am meisten, da von mohammedanischen Soldaten nicht erwartet werden kann, daß sie sich in gleicher Weise an ihre Glaubensgenossen wie an die Gjaurs halten. Christliche Häuser und Dörfer sehen nach solchen Zügen Trümmerstätten ähnlicher als bewohnten Orten. Damit hängt zusammen, daß die Baschibosuks, die als Landgendarmarie dienen, ausschließlich zu Christen ins Quartier gelegt werden, und daß Couriere, fremde Reisende, die ein Teskereh oder einen Ferman haben, und Regierungsbeamte, wenn sie auf ihren Sendungen auf dem platten Lande übernachten müssen, stets auf Kosten von Christen untergebracht werden. Von einer Entschädigung dafür ist selbstverständlich niemals die Rede.

Der mächtige Schutz, dessen sich die römisch-katholischen und die Gemeinden der orthodoxen Kirche erfreuen, hält die Unduldsamkeit der Moslemin von Verletzungen und Schändungen der gottesdienstlichen Gebäude ihrer christlichen Nachbarn ab. Aber die Ereignisse in Damaskus und dem Libanon haben gezeigt, wie wenig dieser Schutz für das Innere ausreicht. Nur die religiöse Unduldsamkeit des Volkes nöthigt die Regierung, von einer Einreihung der Christen in das Heer abzusehen. Die Pforte legt den christlichen Missionären nichts in den Weg, sie sieht es gern, daß die katholische wie die protestantische Kirche unter Griechen und Armeniern Seelen zu erobern sucht, da die Nebenbuhlerschaft der christlichen Secten eine Ursache der Schwäche für diese und der Stärke für die Regierung ist. Mohammedaner werden selten bekehrt, hauptsächlich deshalb, weil der Koran auf Abtrünnigkeit den Tod setzte, eine Strafe, die noch 1853 in Adrianopel an einem zum Christenthum übergetretenen Türken vollzogen wurde, jetzt aber der Praxis gewichen zu sein scheint, die Schuldigen einzukerkern oder zu verbannen. Fast ebenso selten kommen gewaltsame Befehreungen christlicher Männer zum Islam vor, da sie zu viel Aufsehen machen und die Einsprache der Gesandtschaften hervorrufen würden. Sehr häufig dagegen sind Entführungen christlicher Mädchen, ja dieselben werden von den Behörden vieler Districte sogar durch allerlei Mittel begünstigt. In Albanien pflegt man die Entführer bei der Besetzung von

Regierungsposten besonders zu berücksichtigen. In Bulgarien beschwichtigt man die Einsprüche der Eltern von christlichen Mädchen, die durch Entführung für den Islam gewonnen werden, dadurch, daß man ihnen bei der Besteuerung gleiche Rechte mit den Moslemin einräumt. In Monastir werden Türken, welche Christinnen entführen und zur Annahme des mohammedanischen Glaubens überreden, von der Militärpflicht befreit.

Während des Krimkriegs ließ Saleh Paschah, der Gouverneur von Barna, die Tochter eines vornehmen Christen in Tultscha in seinen Harem schleppen, und als der Vater des Mädchens dessen Rückgabe verlangte, wurde er ins Gefängniß geworfen und sein Vermögen eingezogen. Die Sache machte Aufsehen, die englischen Behörden mischten sich ein, aber das nächste Ergebnis war, daß nach einigen Tagen die Leiche der Verschwundenen aufgefunden wurde. Saleh Pascha wurde nun abgesetzt und zur Untersuchung nach Konstantinopel abgeführt, der Vater seiner Haft entlassen. Sein Vermögen erhielt er nicht wieder, und der Pascha lebt noch jetzt ruhig in der Hauptstadt, ohne auch nur zum Schein einer Untersuchung unterworfen worden zu sein.

Ähnliche Fälle kommen im Innern Rumeliens oft vor, und die Behörden benehmen sich dabei auf die unverantwortlichste Weise. Das Gesetz will, daß, wenn ein solcher Fall zur Anzeige gelangt, das entführte Mädchen bis zur Entscheidung der Sache unter die Obhut des Oberhauptes der Secte gestellt werde, zu welcher die Eltern gehören. Dies geschieht aber nur, wo europäische Consuln über die Befolgung des Gesetzes wachen. Im Innern bringt man das Mädchen vor das Medschlis, wo sie über ihre Religion befragt wird. Sagt sie: Mohammedanerin, so ist der Proceß sofort geschlossen. Antwortet sie: Christin, so ist das Ergebnis dasselbe. Das Medschlis bezieht sich auf den Hattihumanum von 1856, nach welchem das Zeugniß von Christen nur in commerziellen, polizeilichen und criminellen Fällen anzunehmen ist, erklärt den vorliegenden Fall für einen bloß civilen und lehnt in Folge dessen die Annahme des Zeugnisses des Mädchens oder ihrer Verwandten als unstatthaft ab, womit die Kläger sich zufrieden zu geben haben, wenn es ihnen nicht etwa gelingt, einen Türken zum Zeugniß für sie zu vermögen. Da sich diese Nothwendigkeit moslemischer Zeugen auf alle Fälle des Civilrechts erstreckt, so hat sich in der Türkei eine förmliche Junst falscher Zeugen entwickelt, die für ein Stück Geld jeden beliebigen Meineid zu schwören bereit ist und aus diesem schwachvollen Geschäft ihren hauptsächlichsten Lebenserwerb zieht. Die Christen sind durch diesen Mißbrauch in ihrem Eigenthum etwas sicherer gestellt, als nach dem Gesetz; aber die falschen Zeugen sind auch gegen sie zu haben, und da die Medschlis mündliche Zeugnisse stets dem Beweis durch Documente vorziehen, so geschieht es häufig, daß Christen von reichen Moslemin aus dem Besiße ihrer Grundstücke verdrängt werden.

Wir haben hiermit die hauptsächlichsten Beschwerden der Christen in der Türkei aufgeführt. Mögen Fürst Gortschakoffs Beweggründe zu seinem Antrag im letzten Frühling gewesen sein, welche sie wollen, die Thatfachen, auf welche er hinwies, waren wohlbegründet. Man fühlte das in Konstantinopel. Es folgte ein Ministerwechsel, und Kibrißli Pascha — einer der wenigen ehrlichen Staatsmänner der Pforte — erhielt wieder den Posten des Großwesirs, von dem ihn die üble Laune seines Gebieters ein Jahr vorher verwiesen, weil Kibrißli zu Ersparnissen im kaiserlichen Haushalt gerathen hatte. Der neue Großwesir wurde sofort mit einer Mission zur Bereisung der europäischen Provinzen und zur Untersuchung der Mißbräuche betraut, über welche Rußland geklagt hatte. Der Antrag, ihn von Delegaten der fremden Gesandtschaften begleiten zu lassen, wurde von der Pforte nicht angenommen. Kibrißli ist, wie bemerkt, ein rechtschaffner Charakter. Er hat verschiedene Beamte abgesetzt, manchen Willküract rückgängig gemacht. Er ist jetzt zurückgekehrt, und sein Bericht wird vermuthlich dasselbe enthalten, was wir im Vorigen zu schildern versuchten. Die Version jedoch, in welcher derselbe in die Oeffentlichkeit gelangen wird, dürfte beträchtlich günstiger lauten. Sehr viele Christen werden aus Furcht, nach der Abreise des Wesirs von den Beamten gestraft oder von ihren mohammedanischen Nachbarn gemißhandelt zu werden, mit ihrem Zeugniß und ihren Klagen zurückgehalten haben. Man wird das benutzen, wird auf die vorgenommenen Absetzungen hinweisen und den Zustand der Provinzen für vollkommen zufriedenstellend erklären. Rußland wird dadurch nicht getäuscht werden, es wird — da es trotz des üblen Standes seiner Finanzen und der jetzigen Schwäche seines Heeres für Demonstrationen gegen die Pforte stets Geld und Soldaten haben wird — über kurz oder lang die Gelegenheit ergreifen, das Beispiel der Franzosen im Libanon in Rumelien nachzuahmen.

Wir glauben aber zugleich, daß Rußland sehr wohl davon unterrichtet ist, wie weit es auf die Griechen rechnen kann. Nichts kann unrichtiger sein, als die Meinung, daß alle Angehörigen der morgenländischen Kirche in Betreff der orientalischen Frage derselben Ansicht huldigen und den gleichen Zielen zustreben. Es ist wahr, der gemeinsame Glaube zeigt Russen und Griechen hier einen gemeinsamen Feind, aber über die zu verhoffende Beute ist man durchaus verschiedener Meinung, und man würde noch weiter auseinandergehen, wenn nicht Rußland von allen Großmächten am meisten bestrebt gewesen wäre, sich die Hellenen zu Dank zu verpflichten. Die Masse des niedern Volkes mag dafür dankbar sein, die Gebildeten wissen, daß der Gönner zu seinen Gunstbezeugungen nicht durch Sympathien, sondern durch sein Interesse bewogen wurde, und daß mit einer Ausbreitung der russischen Herrschaft bis an das ägäische und adriatische Meer das Ende der griechischen Freiheit

nahe gerückt wäre und der nationale Gedanke, der sich seit Gründung des Königreichs Hellas immer mehr Befenner und Förderer warb, unter der Wucht des Slaventhums sehr bald erstickt werden würde. Die Griechen sind zu gute Kaufleute, um ihre Freundschaft nicht dahin zu vergeben, wo sie ihnen bessere Zinsen trägt als in Sanct Petersburg. England hat sie bisher verschmäht, indem es kurzfristig nur an den regen Handelsgeist und den kühnen Seemannscharakter dachte, der den britischen Interessen im Mittelmeer Eintrag thun konnte. Frankreich wird, glauben wir, besser zu rechnen verstehen. Das jetzige Königreich Hellas ist eine Schöpfung, die als Halbheit nicht leben und nicht sterben kann. Grade die am günstigsten gelegenen und die reichsten Inseln, die fruchtbarsten Striche der altgriechischen Welt blieben in den Händen der Türken, viele Hunderttausende des Volkes sahen sich vom Anschluß an ihre Brüder abgehalten. Die Sehnsucht, sich dennoch mit ihnen zu vereinigen, ist allenthalben groß und wird durch die Zöglinge der Hochschule in Athen, die von allen hellenischen Niederlassungen besetzt wird, von Jahr zu Jahr mehr angeregt. Die Bewohner der jonischen Inseln können ihre fast unabhängige nationale Existenz unter britischer Schutzherrschaft getrost mit der griechischen Regierungsweise vergleichen, und doch werden sich unter ihnen wenige finden, die es nicht vorziehen würden, sich dem hellenischen Königreich einverleibt zu sehen. Wie muß dann erst die Stimmung der Griechen sein, die noch unter dem Joch der Türken seufzen! Sollte in Folge von Uebergreifen des türkischen Fanatismus eine insurrectionelle Bewegung in Thessalien oder sonst in einer Gegend des türkischen Reiches, wo die Griechen dicht angesiedelt sind, ausbrechen, so wird die Regierung in Athen durch den Druck der öffentlichen Meinung genöthigt werden, sich einzumischen. Sie wird dann dem Drängen der letzteren gegenüber so ohnmächtig sein, wie Sardinien war, die Abfahrt der Freiwilligen nach Sicilien zu hindern. Die Westmächte haben — freilich, wie bemerkt, aus sehr verschiedenen Motiven — den Fortschritt der unitarischen Partei in Italien ermuthigt; können sie weniger thun im Osten, wo sicher noch weit mehr Grund zur Vertreibung unvollständlicher Regierungen vorhanden ist?

Rußland, wir wiederholen es, ist sich völlig klar über die Stellung, welche die Griechen seinen Präntensionen gegenüber einnehmen. Türkische Unterdrückung veranlaßte sie, den Schutz des Czaren nachzusuchen, aber niemals herrschte zwischen beiden ein herzliches Einverständnis, am wenigsten in der letzten Zeit. Was könnte auch der russische Despotismus gemein haben mit der Liebe zu persönlicher Freiheit, die dem griechischen Volke von Alters her eingepflanzt ist und sich in den Jahren seit dem Unabhängigkeitskriege mehr und mehr entwickelt hat? Wie verträge sich eine Regierungsform, die nicht einmal einen den Ansichten der Oberbehörde entgegengesetzten Meinungsaus-

druck gestattet, mit der Leidenschaft für politische Intriguen und parlamentarische Kämpfe, die in Athen so oft sich bis zu demokratischen Ausschweifungen verstieg? Der gleiche religiöse Glaube bildete allerdings einst ein Verbindungsglied zwischen den Russen und den Griechen, aber nur so lange, als diese die Verfolgten, jene die Vertheidiger waren. Seit es ein Königreich Hellas gibt, hat er diese Eigenschaft nicht mehr. Mit der Kette, die Hellas an das Banner mit dem Halbmond fesselte, riß auch die, welche die Griechen unter der Standarte des Czaren festhielt, und das ist einer der Gründe, aus denen in den leztverfloßenen Jahrzehnten Rußland mit solchem Eifer und solcher Ausdauer bestrebt gewesen ist, die slavische Bevölkerung im Norden der europäischen Türkei und die Bulgaren sich zu verbinden.

Die Türkei wird an dem Nationalitätsprinzip in Trümmer gehn, wie Italien durch dasselbe zu einer Einheit verschmolzen wurde. Ohne dieses hier verbindend, dort zersetzend wirkende Element wäre selbst in Betreff der europäischen Hälfte des ottomanischen Reichs der Verfall sehr wohl aufzuhalten. Die Türkei wird schlecht regiert, aber nicht schlechter, als noch vor hundert Jahren die meisten deutschen Staaten. Die Spannung zwischen den Religionsparteien ist groß, aber die Ungerechtigkeit der herrschenden gegen die übrigen ist nicht größer als die, welche im achtzehnten, ja im neunzehnten Jahrhundert noch von vielen katholischen Staaten gegen die Protestanten ausgeübt wurde. Der Widerspruch, daß der Beherrscher des Reiches einem andern Glauben huldigt, als die große Mehrzahl seiner Unterthanen in Europa, findet sein Seitenstück noch heute in einem deutschen Lande, ohne daß die Interessen des letzteren darunter wesentlich litten. Der Charakter der Türken ist in den höheren Ständen der Nation sehr wenig werth, aber die Mittelklasse ist einer Regeneration so wol fähig, wie anderwärts; und selbst jene höher Gestellten sind nicht schlechter, als unsere Vornehmen zwischen dem dreißigjährigen und dem siebenjährigen Kriege. Ein reformatorischer Geist von der Energie Mehemed Ali's, durch europäische Einwirkung gezügelt und geleitet, könnte, wenn jenes Haupthinderniß nicht wäre, noch jetzt viel erreichen.

Man spricht viel von dem verzweifeltsten Zustand der türkischen Finanzen. Wir sehen keinen Grund zu solcher Bezeichnung. Die Staatsschuld ist verhältnißmäßig gering, sie beträgt nicht viel über 300 Millionen Thaler. Einkünfte und Ausgaben kommen sich beinahe gleich und belaufen sich auf ungefähr 60 Millionen Thaler. Die erstern ließen sich durch vernunftgemäße Erschließung der ungeheuern Hülfquellen des Reiches binnen wenigen Jahren verdoppeln, die letztern sich durch Ermäßigung der auf den Hofhalt des Sultans verwendeten Summen und ähnliche Maßregeln mindestens um ein Drittel vermindern. Die Staatsschuld könnte auf solche Weise noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts bis auf den lezten Pfaster getilgt werden. Fast die Hälfte aller Ländereien

in der Türkei ist Wakuf, d. h. Eigenthum frommer Stiftungen. Diese Grundstücke werden jetzt von der Regierung verwaltet, die sie in Zeitpacht gibt und daraus beträchtliche Summen zieht. Man sollte dieselben aber mit Ausnahme derjenigen, die zu wohlthätigen Zwecken dienen, zu denen ein Zehntel des Ganzen hinreichen würde, in freie Landgüter verwandeln und die Hälfte des Erlöses zur Abzahlung der Schuld, die andere zum Bau von Straßen und Eisenbahnen verwenden.

Das nächst Nothwendige wäre eine passende Besetzung der Gouverneursstellen. Fast jeder Pascha ist verschuldet. Drängen ihn seine Gläubiger, so sagt er ihnen, daß er sie nicht eher befriedigen könne, als bis ihm die Stelle eines Provinzialgouverneurs zu Theil geworden sei, und da die Regierung die Hülfe derselben Kapitalisten bedarf, so ist die Stelle gewöhnlich schon bei der nächsten Gelegenheit ausgewirkt, wo die Pforte sich um Vorschüsse an jene wenden muß. Was von solchen Stätthaltern des Sultans zu erwarten ist, bedarf keiner Andeutung.

Vor allem Andern wäre sodann zu sorgen, daß die Intoleranz der türkischen Minorität gegen die Christen und die oben bezeichneten Mißbräuche ein Ende hätten. Wo die christliche Bevölkerung überwiegt, wie z. B. auf den meisten Sporaden, müßten christliche Pascha's als Gouverneure eingesetzt werden. Die Medschlis müßten, wo Türken und Christen gleich dicht angesiedelt sind, eben so viele christliche als türkische, wo die Christen überwiegen, überwiegend christliche Mitglieder erhalten. Die Regierung hätte ferner die Einholung der Steuern selbst in die Hand zu nehmen und die Lasten auf alle Religionsparteien gleich zu vertheilen, das Truchsystern überall abzuschaffen, die Armee und die Polizei nach dem Muster civilisirter Staaten zu verpflegen und auch die Christen zum Militärdienst heranzuziehen. Gewaltfame Befehlungen christlicher Mädchen und Frauen sollten fernerhin als Criminalfälle behandelt, christliche Zeugen in allen Processen und vor jedem Gerichtshof dieselbe Geltung haben wie mohammedanische. Endlich wären die Behörden anzuweisen und mit allen Mitteln anzuhalten, daß sie jeden Angriff muselmännischer Bigotterie ohne Verzug und mit der äußersten Strenge bestrafen.

Mit solchen Maßregeln ließe sich der Fall der Türkei vielleicht noch einige Zeit aufhalten. Aber die Menschen fehlen, die dazu erforderlich wären. Der Sultan ist ein kläglicher Schwächling, ausschweifend, verschwenderisch, zu keinem ernstern Entschluß fähig. Die höhere Beamtenwelt, zum Theil aus den Anabenharems Padischah Mahmud II. hervorgegangen, gleicht mit wenigen Ausnahmen ihrem Gebieter. Wenige haben Vertrauen auf die Zukunft, jeder denkt auf möglichste Ausbeutung der Gegenwart. Der Schatz ist leer, die Armee unbezahlt, allenthalben herrscht Unzufriedenheit und Gährung, unter den Moslemin, weil den Christen schon zu viel zugestanden worden, unter

den Christen, weil man zu wenig gegeben. Unter solchen Umständen ist ein allgemeiner Aufstand nur noch eine Frage der Zeit, und es bedarf lediglich eines weithin wirkenden Anstoßes und eines energischen Führers, um die Revolution triumphiren zu lassen. M. B.

Die neuen Ministerial-Verfügungen über das Turnwesen in Preußen.

Die Volkserziehung in Preußen, soweit dieselbe durch die Schulen gefördert wird, ist durch die neuerdings über den Turnunterricht Seitens des Unterrichts-Ministeriums an die königlichen Regierungen, an die königlichen Provinzial-Schul-Collegien und die Universitätsbehörde erlassenen Verordnungen in ein ganz neues Stadium der Entwicklung eingetreten. Aus der einfachen Thatsache, daß die leiblichen Uebungen als integrierender Theil des ganzen Unterrichts anerkannt werden, und daß von der höchsten Stelle des Staates geboten worden, wie die Ausbildung des Körpers und Geistes in den Unterrichtsanstalten in einen innigen Zusammenhang zu bringen sei, werden sich erhebliche Umgestaltungen im ganzen Erziehungswesen mit der Zeit ergeben. Gingen die Verordnungen bloß von der Unterrichtsbehörde aus, so dürfte denselben eine so bedeutende Tragweite, als wir voraussetzen, noch nicht beizumessen sein, zumal uns die Erfahrung durch eine lange Reihe von Jahren gelehrt hat, daß eine consequente Durchführung beabsichtigter Reformen nicht selten an lokalen Schwierigkeiten, die sich hier und da in den Weg stellen, gehemmt wird. Da aber die neuen Verfügungen den Stempel eines ausdrücklichen Gebots des Staatsoberhauptes tragen und der Umgestaltung des Schulwesens die Erledigung einer in das Staatsleben, so wie in alle gefelligen Verhältnisse tief eingehenden Frage zu Grunde liegt, so darf man wol annehmen, daß Alles aufgeboten werden wird, hier das todtte Wort des Buchstabens zu einer belebenden That zu machen. Allerdings haben nicht die mit Nachdruck wiederholten Aeußerungen erfahrener Schulmänner zu dem neuesten Edict Veranlassung gegeben, sondern die militärische Rücksicht auf Mehrung der Streitkräfte. Die neuen Erlasse sind ergangen an die Provinzialbehörden, unter deren Leitung das niedere Volksschulwesen steht, näm-